

# ARBEIT, PRODUKTIVITÄT UND WAS WIR WERTSCHÄTZEN...

Daniel Dahm, Februar 2004

## „PRODUKTIVITÄTSMABSTÄBE“

$$BIP = C + I + G + X$$

(„[Das Brutto Inland Produkt] entspricht dem nominellen Wert der Summe aus Konsum (C), privaten Bruttoinlandsinvestitionen (I), Staatsausgaben für Güter und Dienstleistungen (G) und Nettoexporten (X), die im Inland während eines Jahres produziert bzw. konsumiert werden“.<sup>1</sup>).

Das BIP (oder gängig auch Sozialprodukt – zu unterscheiden vom Bruttosozialprodukt!) ist eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Meßgröße zur Einschätzung der wirtschaftlichen Aktivität<sup>2</sup>. Folgt man den Maßstäben der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, ist die gegenwärtige Messung des BIP „hinreichend genau“<sup>3</sup>. „Das BIP entspricht der Summe der Geldwerte aller Konsum- und Investitionsgüter, Staatsausgaben und Nettoexporte in andere Länder.“<sup>4</sup> Fragezeichen entstehen dann, wenn folgende Aussage folgt: „[...] in einer gut funktionierenden Marktwirtschaft reflektieren die Preise die relative Befriedigung, die Konsumenten durch jedes Gut erfahren.“<sup>5</sup> Dies setzt voraus, dass jedes Gut auch preislich, also monetär, fassbar ist<sup>6</sup>. Oder, wenn die Aussage haltbar wäre, würde diese Studie an dieser Stelle enden, denn dann hätten die über bürgerschaftliche Subsistenz erwirtschafteten Güter und Dienstleistungen einen Wert Null, da sie ja nicht bezahlbar sind.<sup>7</sup> Andere Möglichkeit ist, dass unsere Marktwirtschaft eben nicht ‚gut‘ funktioniert. Die Konsequenzen aus der hier getroffenen Aussage sind wohl auch Paul Samuelson bewusst geworden, der am Ende seiner Ausführungen noch schnell die Frage nachschiebt „Läuft die moderne Volkswirtschaftslehre einem Fetisch hinterher, der zur Produktion von Quantität auf Kosten der Lebensqualität führt?“<sup>8</sup>

Da in das Sozialprodukt „... nur statistisch messbare und in Geld bewertbare Güter und Leistungen eingehen...“<sup>9</sup>, werden zunehmend Alternativen zum und Ergänzungen des BIP<sup>10</sup> gesucht, wie z.B. das Wohlfahrtsorientierte Nettoinlandsprodukt (NIP<sub>w</sub>)<sup>11</sup>, worüber Freizeitwert und Schattenwirtschaft in die Berechnungen integriert werden

---

<sup>1</sup> Samuelson, 1998, S. 492.

<sup>2</sup> Siehe auch Mühlbradt, 1999.

<sup>3</sup> Samuelson, 1998, S. 472.

<sup>4</sup> Samuelson, 1998, S. 473.

<sup>5</sup> Samuelson, 1998, S. 474.

<sup>6</sup> „Das Geld hat den Zweckverband zu seinen reinen Formen entwickelt.“ Georg Simmel, *Philosophie des Geldes* [Selbstanzeige von 1901], in: Simmel 1989, S. 721 ff. Andererseits ermöglicht es eine gewissermaßen unvollständige Freiheit: „Dass es eine bloß negative Freiheit ist, die der Geldbesitz gegenüber jedem anderen – der uns immer von den Bedingungen seiner Erhaltung und Nutzung abhängig macht – verleiht, ist nicht ohne Belang für das Verständnis unserer Zeit.“ Simmel 1989, S. 722. Vergleiche zur Funktion des Geldes auch Adam Smith, 1974.

<sup>7</sup> „Jedes frei verfügbare Gut, etwa frische Luft, hat keinen Preis und daher, der traditionellen ökonomischen Theorie zufolge, keinen Wert.“ Giarini und Liedtke, 1998, S. 139.

<sup>8</sup> Samuelson, 1998, S. 489.

<sup>9</sup> Mühlbradt, 1999, S. 298.

<sup>10</sup> Einige wichtige Ergänzungen fassen Douthwaite und Diefenbacher 1998 zusammen. So sollte:

1. die Verteilung des materiellen Reichtums sowie der Einkommen und Vermögen in das BIP einfließen; 2. sich ein erweitertes Kapitalverständnis im BIP widerspiegeln. Dies sollte speziell den Faktor des Verbrauchs natürlicher Ressourcen und des Humankapitals erfassen; 3. der informelle Teil der Ökonomie (damit wird nicht die informelle Wirtschaft im Sinne der Schattenwirtschaft nach Sassen, 2000 gemeint), insbesondere Selbsthilfe, bürgerschaftliche Arbeit und besonders auch die Hausarbeit (was Douthwaite und Diefenbacher hierunter fassen und was nicht, wird nicht deutlich) berücksichtigt werden; 4. die ‚Leistungen‘ der Natur nicht als unentgeltlich betrachtet werden. Weder ihre Eigenschaften als ‚Quellen‘ noch als ‚Senken‘ werden berücksichtigt. Hier müssen auch ökologische Folgekosten einbezogen werden; 5. das BIP zwischen wohlfahrtssteigernden und mindernden Gütern und Dienstleistungen unterscheiden; 6. den Wert immaterieller Wohlfahrtskomponenten, wie den Wert Freizeit einbeziehen, aber auch den ästhetischen Wert einer unzerstörten Landschaft, das Ausmaß von Lärmbelästigung, und ähnliches.

<sup>11</sup> Siehe hierzu Samuelson, 1998.

soll<sup>12</sup>. Es besteht aber weder eine analytische Durchdringung des subsistenzwirtschaftlichen Sektors<sup>13</sup>, noch ist der Begriff und das Verständnis der Schattenwirtschaft akzeptabel. Hier sind Prostitution, Drogenhandel, illegale Glücksspiele, Diebstahl, Korruption und die Ernte im heimischen Garten zusammengefasst, Bereiche die ökonomisch und von der Motivation großenteils nichts oder wenig miteinander zu tun haben. Vor allem aber wird unter Wohlfahrt nur die individuelle Wohlfahrt verstanden, das gemeinschaftliche scheint inexistent. Additions- und Summationsspielchen – sonst bei vielen Ökonomen beliebt – werden mangels Methodik zur monetären Erfassung<sup>14</sup>, nicht angeboten.

Samuelson zweifelt an der Ganzheitlichkeit des BIP und zitiert, wie zur Entschuldigung, Arthur Okun: „*Und dennoch, Wohlstand ist eine Voraussetzung für das Erreichen vieler unserer Bestrebungen*“<sup>15</sup>.<sup>16</sup> Man muss sich fragen, ob das BIP als ökonomische Determinante denn all jenes fassen muss, was unser Leben berührt, und all dies auch produktiv bewertet werden kann oder darf, oder ob die vollständige Ökonomisierung der Gesellschaft nicht gerade dazu führt, bestimmte, ökonomisch (nicht nur marktökonomisch) schwer fassbaren Werte wie Ästhetik, Liebe, Gesundheit, und andere einem (volkswirtschaftlichen) Denksystem aufzudrängen, welches hierdurch schlicht überfordert ist. Grundsätzlich müssen sich die anderen ‚Humanwissenschaften‘ fragen lassen, warum sie nicht in der Lage sind, dem ökonomischen Denken ein Gegengewicht zu geben?

Denn dass über das gängige Produktivitätsverständnis das individuelle und arbeitsteilige<sup>17</sup> Tätigsein – die Arbeit<sup>18</sup> – der Ansatzpunkt ist, über den sich die und der Einzelne im gesellschaftlichen Kontext am ehesten definiert und auch ihren sozialen Eigenwert bestimmt, äußert sich zur Zeit noch als Krise und Problem. Der Autor nimmt diesen Konflikt dem entgegen als große Chance für ein zukunftsfähiges, verantwortliches Miteinander in einer interkonnektiven globalisierten Sozioökonomie der Lokalitäten und Regionen wahr. Denn die Schwierigkeit liegt ja nicht darin, dass der überwiegende Anteil der Menschen ihre persönliche Produktivität, möglicherweise auch in Zusammenarbeit mit Anderen, als Maßstab ihrer Selbstwertschätzung betrachten. Das Problem liegt darin, dass unsere Gesellschaft mittlerweile fast nur noch das erwerbswirtschaftliche, marktökonomisch determinierte, monetär messbare Tätigsein als produktiv anerkennt<sup>19</sup>, unabhängig davon, ob nicht trotzdem ein hoher Wert in der

---

<sup>12</sup> *Vergleiche hiermit auch den ‚Index of Sustainable Economic Welfare‘ bei Douthwaite und Diefenbacher, 1998. Hier findet sich eine ausführliche Kritik und Gegenüberstellung beider ‚Wohlfahrtsmaße‘.*

<sup>13</sup> *„Für Deutschland berechnete 1994 das Familienministerium in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt, dass sich das BIP um ein Drittel erhöhen würde, wenn man die unbezahlte Arbeit in Familie, Haushalt oder Ehrenamt mit nur dem Nettostundensatz einer Hauswirtschafterin bewerten würde.“ Giarini und Liedtke, 1998, S. 150.*

<sup>14</sup> *„Der monetäre Wert nichtmonetarisierten Tätigkeiten kann nicht geschätzt werden, da sie sich außerhalb unseres Geldsystems befinden, ohne Bezugspunkt, wie und unter welchen Bedingungen sie mit anderen Tätigkeiten innerhalb des Systems verflochten oder zumindest angemessen verknüpft werden könnten. Sie bilden einen lebenswichtigen Bestandteil unserer Wirtschaft, und doch bleiben sie monetär gesehen unquantifiziert.“ Giarini und Liedtke, 1998, S. 151.*

<sup>15</sup> *„Hier findet sich ein schwerwiegender Widerspruch, da ein System, das zunächst einmal produziert, um den Wohlstand zu steigern, genau das Gegenteil erreichen und mehr Knappheiten schaffen könnte. Güter, die knapp werden, haben im Hinblick auf realen Wohlstand weniger Wert, als wenn sie praktisch unbegrenzt im Angebot wären. Unser ökonomisches System berücksichtigt dies jedoch nicht, denn nur ausgepreiste Güter haben einen wirtschaftlichen Wert. Der reale Wert eines Gutes wird solange nicht erkannt, bis es knapp wird und daher einen Preis bekommt, ohne dass ein ursprünglicher Bestand oder Vorrat berücksichtigt würde.“ Giarini und Liedtke, 1998, S. 140.*

<sup>16</sup> *Okun, 1970, S. 124, aus Samuelson, 1998, S. 491.*

<sup>17</sup> *„Als gesellschaftliche Arbeitsteilung bezeichnet man die Aufgabenteilung zwischen Marktwirtschaft, Wohlfahrtsstaat, intermediären Assoziationen [der Zivilgesellschaft] und Haushalten. [...] Ein weiterer Aspekt gesellschaftlicher Arbeitsteilung ist die Arbeitsteilung zwischen den Haushalten. Sie findet in den informellen sozialen Netzwerken statt und beinhaltet vor allem wechselseitige soziale Unterstützung. [...] Die dritte Dimension betrifft die innerhaushaltliche bzw. innerfamiliäre, im wesentlichen geschlechtsspezifische Arbeitsteilung.“ Schäfers und Zapf, 2001, S. 304. Der Klassiker hierzu ist Adam Smith, der in «Der Reichtum der Nationen», 1974 (Original: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, London 1776) als Erster die Vorteile der Arbeitsteilung für die Ökonomie darstellt.*

<sup>18</sup> *Hier zunächst unabhängig davon, ob erwerbs- oder subsistenzorientiert.*

<sup>19</sup> *Vergleiche Biesecker, 1999.*

geleisteten Tätigkeit und den aus ihr hervorgebrachten Gütern<sup>20</sup> für Gesellschaft oder Familie liegt.<sup>21</sup> Mit diesem begrenzten Verständnis von Produktivität ist die Reproduktionsarbeit – die Subsistenzarbeit – nicht attraktiv<sup>22</sup>, obwohl wir sie heute mehr brauchen denn je zuvor, wie aus dem folgenden deutlich werden wird.

Über die Maßstäbe der Produktivität wird wesentlich bestimmt, was in den marktwirtschaftlich orientierten Ländern des ‚Nordens‘ als wertvoll anerkannt wird. All jenes, was nicht erfasst werden kann, erhält auch keinen Wert zugesprochen. So führt die Krise der Erwerbsarbeit automatisch zu einer Krise der Soziokultur. Der Verlust der als alleiniger Wert schöpfend anerkannten Tätigkeit – der Erwerbsarbeit<sup>23</sup> – ist für die/ den Einzelnen ohne adäquaten Ersatz völlig inakzeptabel, denn dies kommt dem Verlust der produktiven Mitgestaltung an der eigenen sozioökonomischen Einbettung gleich, und das entspricht dann dem Verlust von mündiger Teilhabe an kultureller Evolution und gesellschaftlicher Ausgestaltung. Gleichzeitig ist an die Verfügbarkeit von Lohnerwerb und Erwerbseinkommen gegenwärtig immer noch die Möglichkeit sozialer Sicherung gebunden, sowie zu freibestimmten Konsum im Rahmen des Waren- und Güterangebotes. So ist die Krise der Erwerbsarbeit nicht nur eine individuelle Krise, sondern eine Krise des Staates, der sich als Gewährleister von Wohlfahrt versteht<sup>24</sup>, ebenso wie des Marktes, der auf die Bürger als Konsumenten angewiesen ist.<sup>25</sup> Diese Krisen äußern sich in einem Abbau von Bildungs- und Partizipationsmöglichkeiten, in einem Öffnen der Schere zwischen einkommensstarken und – schwachen Bevölkerungsgruppen und einer Vielzahl weiterer Konflikte, unter anderem auch in der sozialräumlichen Fragmentierung von Städten und Stadtteilen und einem generellen Absinken der städtischen Lebensqualitäten. Um diese kulturgesellschaftlichen Degradationserscheinungen abzufedern und neue Impulse für neue Orientierungen im Wechselspiel zwischen Bürgergesellschaft, Politik und Ökonomie zu entwickeln, braucht es die Abkehr vom alleinigen Erwerbsparadigma hin zu einem erweiterten, postindustriellen Arbeitsverständnis. Hier wird

---

<sup>20</sup> *Güter sind unter ökonomischen Gesichtspunkten materiell wie immateriell, umfassen also Kartoffeln und Computer ebenso wie Dienstleistungen.*

<sup>21</sup> *Friedrich August von Hayek, ein wichtiger Vertreter des Wirtschaftsliberalismus, hat 1974 anlässlich der Verleihung des Nobelpreises für Ökonomie sich in seiner Rede vehement von der verhängnisvollen Fiktion und Neigung der modernen Ökonomie distanziert, nur das vorgeblich Mess- und Quantifizierbare sowie Mathematisierbare überhaupt als ‚wissenschaftlich‘ und damit relevant anzusehen und aus diesem Grund komplexe sozialökonomische Phänomene von vornherein auszublenden, die nur auf Grund unserer Alltagserfahrung qualitativ zu beurteilen und für die allenfalls ungefähre Entwicklungsmuster voraussagbar seien.*

<sup>22</sup> *„[...] die Vorstellung, der Zweck der Arbeit sei allein der Gelderwerb [...] blendet die informelle Arbeit in Haushalt und Familie, in Eigenproduktion und Realtausch, in Nachbarschaftshilfe und bürgerschaftlichem Engagement aus, obwohl diese für den Gesamtwohlstand umso wichtiger wird, je höher die Produktivität und je geringer das Arbeitsvolumen in der formellen Arbeit sind, und deshalb dringend in das sichtbare und gesellschaftlich gewürdigte Sozialprodukt einbezogen werden muss.“ Scherhorn, 2001a, S. 9.*

<sup>23</sup> *Vergleiche Enquete Kommission ‚Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements‘, 2002, Band 4, S. 402.*

<sup>24</sup> *„[Mit dem Sozialstaatsprinzip des Grundgesetzes (Art. 20 Abs. 1GG) ... ] nimmt das ‚Soziale‘ einen zentralen Stellenwert in unserer Gesellschaft ein. Sozialstaatlichkeit ist als Staatsziel und gesellschaftliches und politisches Gestaltungsprinzip gegen Verfassungsänderungen geschützt (Art. 79 Abs. 3) .“ Enquete Kommission ‚Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements‘, 2002, Band 4, S. 190 ff..*

<sup>25</sup> *„Die Normalarbeit war von den 1960er bis 1990er Jahren für den ganzen Sozialstaat ein Modell, das sehr erfolgreich in Deutschland war und ungeheuer viel integriert hat; verglichen mit der Weimarer Republik. Es waren 70 – 80% der Erwerbsbevölkerung abgedeckt, wovon alle Sicherungssysteme abhingen, inklusive Witwenrente. Es war ein Modell für alle; Mit Eigenschaften wie der 35-Stundenwoche und langem Wochenende, an dem keine Arbeit nach Hause mitgenommen werden musste. Der Papa hatte Zeit für die Kinder am Samstag. [...] Das Ideal waren Normalarbeitsverhältnisse. Dass die ganze Gesellschaft auf ein vorher kaum vorstellbares Niveau angehoben worden ist, wurde ja zu Recht mit dem Fahrstuhleffekt verglichen. Das ist heute vorbei.“ Eckart Hildebrandt im Interview, 4. Juli 2002.*

insbesondere die unbezahlte gemeinschaftsorientierte Arbeit mit vor allem lokalen und regionalen Bezug bedeutungsstark werden.<sup>26</sup>

Welche Chance in dem Verständnis und Wandel des Arbeitsbegriffes für die Grundlagen einer neuen (Arbeits)Gesellschaft<sup>27</sup>, für zukunftsfähige Lebensstile und nachhaltigen Konsum liegen, soll unter anderem auf den folgenden Seiten verständlich werden. Hier werden die sozioökonomischen Ursachen der Krise der Erwerbswirtschaft beschrieben, und ihre Interrelationen mit Marktwirtschaft, Globalisierungsdruck und Wohlstandsmodell sowie Lebensqualität analysiert.

---

<sup>26</sup> „Das Industriezeitalter setzte der Sklavenarbeit ein Ende – das Informationszeitalter wird die Massenarbeit und die Vollbeschäftigung abschaffen. [...] jedoch, diejenige Arbeit, die bis vor kurzem so gering geschätzt wurde und zu aller unterst in der industriellen Statuspyramide anzutreffen war, die ja nicht einmal auf dem Arbeitsmarkt anwesend war, weil sie mehrheitlich von Frauen geleistet wurde, nennen wir sie einmal die ‚zivile‘ Arbeit, die ist so grundlegend komplex, dass keine von uns erfundene Technologie sie jemals wird automatisieren können. Die unmittelbare, menschliche Fürsorge, der kleine und elementare Dienst am Nächsten, innerhalb einer Familie, im Freundeskreis oder unter Nachbarn, das Eingehen auf und die Befriedigung der Bedürfnisse anderer Menschen. Diese zivile Arbeit, die ein Mann oder eine Frau zum Beispiel in einer Tagesaufsichtsstätte für Kinder oder in einem Altersheim leistet, ist zu vielschichtig und kompliziert, als dass sie jemals von einer Maschine bewältigt werden könnte.“ Rifkin, 1997, S. 85 – 87.

<sup>27</sup> „Arbeitsgesellschaften deuten sich selbst von der dominierenden Rolle her, welche die (Erwerbs-) Arbeit in ihnen spielt. In ihnen ist die soziale Zugehörigkeit an Arbeit und deren Anerkennung gebunden.“ Kambartel 1997, S. 223, siehe auch Krebs 2002. Vergleiche auch Dahrendorf, 1983a, S. 31.

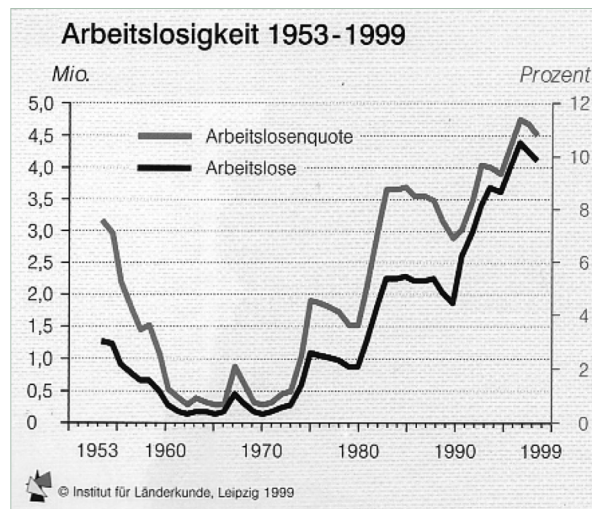
„Arbeitsplätze werden geschaffen, indem wir unsere Einstellung zum Arbeiten und Wirken in der Welt stärken, und nicht, indem wir Blätter an einen kranken Baum kleben.“<sup>28</sup>

## DIE PRODUKTIVITÄTSSCHRAUBE

Wesentliche Argumente dieser Studie stützen sich auf die ‚prekäre‘ Entwicklung der Erwerbsarbeit seit Ende der 1970er Jahre (siehe Grafik 1).<sup>29</sup> Noch in den 1980er Jahren galt die lohnorientierte Erwerbsarbeit als die eigentlich Wert schöpfende Arbeit, ihre anhaltende Dynamik wurde in einem grenzenlosen Fortschreiten der Industrialisierung gesehen. Die sich immer fort steigende Produktivität pro Erwerbstätigen<sup>30</sup>

sich in einem an Gütern immer ständigeren‘ Menschen äußern, den tiven Grenzen der Naturpotenziale ebenso wenig Beachtung geschenkt<sup>31</sup> wie der über die Marktlogischen globalen Ungleichverteilung der Kaufkraft.<sup>32</sup> Dies lässt auch über den Zusammenhang von und Gehältern und deren Anteil am Volkseinkommen darstellen. Zwischen 1870 und 1950 stabilisierte sich der des Volkseinkommens, der über und Gehälter aus Erwerbsarbeit entstand und wies dabei einen leichten

von 54,8 % auf 65,3 % auf.<sup>34</sup> Dieser Trend setzte sich in den folgenden Jahren fort. 1974 betrug die Lohn- und Gehaltszahlungen 70,5 % des BSP zu Marktpreisen. Nach 1974 kehrte sich das Verhältnis jedoch um. 1987 gingen nur noch 63,8 % des BSP an geleistete Arbeit, der Zuwachs des BSP und besonders des Geldvermögens klappt gegenüber der Entwicklung der Nettolöhne und Gehälter radikal auseinander (siehe auch Grafik 2).



Grafik 1

solte ,wohl-  
produk-  
wurde  
regeln  
sich  
Löhnen  
schen  
Anteil  
Löhne  
steht<sup>33</sup>,  
Anstieg

<sup>28</sup> Mathew Fox, 1996, S. 27.

<sup>29</sup> Vergleiche auch Enquete Kommission ‚Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements‘, 2002, Band 4, S. 102 ff.

<sup>30</sup> 75 % der gesamten Arbeit in unserer Industriegesellschaft sind so genannte repetitive, das heißt, wiederholbare Aufgaben, und diese sind bereits heute durch die Technologien, über die wir verfügen, automatisierbar. Nicht einbezogen sind hier die neuen Technologien, die sich in Verbindung mit der Digitalisierung vieler Produktionsbereiche noch entwickeln und ausbreiten werden. 1997 hatten weltweit erst fünf Prozent aller Unternehmen damit auch nur begonnen, ihre Infrastruktur an die damals bestehenden technologischen Möglichkeiten anzupassen. Vergleiche Rifkin, 1997.

<sup>31</sup> Vergleiche hierzu Scherhorn, 1997a.

<sup>32</sup> „Der Club of Rome spielte in diesem Geschehen eine Rolle – wenn auch weitgehend unbewusst. Weil er sich den Gedanken zu eigen machte, dass das Wachstum sich verlangsamen könnte, wurde der erste Bericht des Club of Rome von der großen Mehrzahl der Ökonomen weltweit heftig kritisiert. Es sei nicht verstanden worden, dass dank der Fortschritte von Wissenschaft und Technik das Angebot mehr oder weniger beliebig elastisch bleiben könne. Hier fand der Teufel in Gestalt eines vorübergehenden Trends seinen Weg in den Geist der ökonomischen Analyse.“ Giardini und Liedtke, 1998, S. 136.

<sup>33</sup> Gegenüber dem Anteil derer, die Einnahmen aus Vermietungen, Zinsen oder Dividenden erhalten.

<sup>34</sup> Vergleiche hierzu Douthwaite und Diefenbacher, 1998.

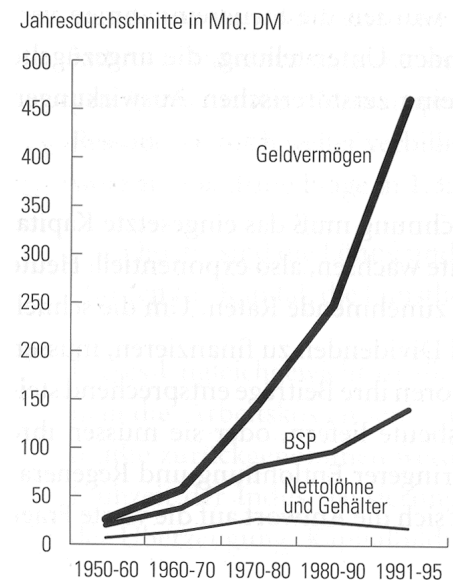
Dieser Prozess setzt sich bis heute fort<sup>35</sup>, wurde aber nicht regelmäßig weiter berechnet. Er ist vor allem die Folge des Einsatzes produktivitätssteigernder Technologien, was mit dem Ersatz menschlicher Arbeit durch Automation einherging.<sup>36</sup> André Gorz stellt die ketzerischen Fragen: „Wie verkauft man Produkte, für welche es keine Kaufkraft mehr gibt? Woher soll die Nachfrage kommen, wenn für die Schaffung von Reichtum immer weniger Lohn an immer weniger Menschen ausgeschüttet wird?“<sup>37</sup> So oder so, die Nachfrage im marktwirtschaftlichen Sektor konnte und kann der Produktivitätssteigerung nicht nachkommen. Denn bei genauer Betrachtung und Analyse der Entwicklung der Produktivität pro Erwerbstätigem ist ein überproportionaler Anstieg gegenüber dem Zuwachs des Bruttoinlandproduktes – Indikator für die Entwicklung der Nachfrage – zu diagnostizieren.

Hieraus folgt ein relativ schlichter Zusammenhang: Um eine im Verhältnis gering steigende Nachfrage zu decken, braucht es immer weniger Menschen um das entsprechende Angebot an Diensten und Gütern verfügbar zu machen.<sup>38</sup> Oder, um eine Vollbeschäftigung im Lohnerwerbssektor zu erreichen, und auch längerfristig zu gewährleisten, müsste mindestens eine gleiche Steigerung des Bruttoinlandproduktes in Prozent – also der Nachfrage – erreicht werden, wie die prozentuale Zunahme der Produktivität pro Erwerbstätigen verlangt. Denn nur so ließen sich alle Erwerbsfähigen in sinnvollen Tätigkeiten im Lohnerwerbssektor beschäftigen.

Aber eine stetige und andauernde Zunahme der gesamtwirtschaftlichen Produktion – mindestens ebenso schnell wie die Arbeitsproduktivität pro Erwerbstätigen steigt – setzt die Möglichkeit zu unbegrenzter ökonomischer Expansion voraus. Da ein unbegrenzter Naturraum und Ressourcenvorrat global nicht existiert, kann unbegrenztes Wirtschaftswachstum nur bei andauernder und zunehmender Externalisierung der Folgekosten aus der Übernutzung der natürlichen und, damit verknüpft, sozioökonomischen Grundlagen regional begrenzt gewährleistet werden. Dass Externalisierungen in einem global begrenzten und vor allem erschlossenen Natur- und Kulturraum mittelbar wieder – meist erst raum-, dann zeitversetzt – in volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen rückfließen, wird zunehmend erkannt.

Aber statt die Konsequenz zur Abkehr vom Erwerbsparadigma zu ziehen, werden regionale und nationalstaatliche (tautologische) Lösungen gesucht, um das zunehmende Dilemma möglichst lange aus soziopolitischen und –ökonomischen Prozessen herauszuhalten. Die Angst vor dem

Entwicklung der Geldvermögen, des Bruttoinlandsprodukts sowie der Nettolöhne und Gehälter.



Quelle: Scherhorn, 1997, aus: deutsche Bundesbank, 1996.

Grafik 2

<sup>35</sup> Siehe hierzu auch Douthwaite und Diefenbacher, 1998.

<sup>36</sup> „Niemals zuvor in der Menschheitsgeschichte waren so wenige Arbeitskräfte nötig, um die für die Weltbevölkerung notwendigen Produkte und Dienstleistungen zu erbringen.“ Rifkin 1995, S. 12.

<sup>37</sup> Schaffroth und Tao, 1998.

<sup>38</sup> „Fortschritt führt zu Arbeitslosigkeit“ ist die lakonische Formel, in die Adelheid Biesecker diesen Zusammenhang fasst. Biesecker, 1999, S. 75.

immensen Transmissionsprozess ist zu hoch. So werden Güter- und Dienstleistungsproduktionen regional zentralisiert, um die Arbeitskräfte regional zu binden, jedoch besteht die entsprechende Nachfrage nur überregional. Orte des Angebotes und des Bedarfs im globalen Maßstab rücken also in Folge dieses Prozesses auseinander. Zudem kann der Zugang zu Gütern und Dienstleistungen nur monetär gewährt werden, allein schon, um das Paradigma ‚monetärer Lohnerwerb‘ zu bedienen, denn der Sinn der Erwerbsarbeit ist extrinsisch durch Geldeinkommen definiert.

Monetäres Kapital ist primär dort gebunden, wo die Nachfrage zwar im globalen Vergleich eher hoch (wenn auch für Vollbeschäftigung, entsprechend der Produktivitätssteigerung, nicht hoch genug), der wirkliche Bedarf (besonders an Lebensgütern<sup>39</sup>) demgegenüber aber gering ist. Der Bedarf nach Gütern und Dienstleistungen ist gegenwärtig gerade in den Regionen, vor allem der ‚Entwicklungs‘- und Transformationsländer gross genug, um die entsprechende Produktionssteigerung zu rechtfertigen, wo jedoch das BSP zu gering ist, um die dazu in Relation sehr hohe Population versorgen zu können (vergleiche Grafik 3). Da die Verteilungsfrage aber weiterhin über die Verfügbarkeit von Kapital determiniert wird, ist unbegrenztes Wachstum schon allein aus Gründen der Nachfrageentwicklung sinnlos.

Die reale Antwort ist aber, dass wir menschliche Arbeitskraft über direkte und indirekte staatliche Förderungen (Steuerbegünstigungen, Subventionen, ...) soweit verbilligen, dass es für Unternehmen günstiger wird, mehr Menschen in minderproduktiven Tätigkeiten zu beschäftigen als weniger Menschen in hochproduktiven.

Verteilung des Welt-Bruttosozialproduktes (BSP) und der Weltbevölkerung 1997

	Anzahl der Länder	Anteil am Welt-BSP (%)	Anteil an der Weltbevölkerung (%)
<b>Hochindustrialisierte Länder</b>	<b>28</b>	<b>55,3</b>	<b>15,7</b>
darunter: Haupt-Industrieländer	7	44,3	11,7
Europäische Union	15	19,8	6,4
Neu industrialisierte asiatische Länder	4	3,4	1,3
<b>Entwicklungsländer</b>	<b>128</b>	<b>39,9</b>	<b>77,3</b>
darunter: Afrika	51	3,3	11,5
China	1	11,6	21,2
Indien	1	4,6	16,7
<b>Transformationsländer</b>	<b>28</b>	<b>4,8</b>	<b>7,0</b>
darunter: Zentral-und Osteuropa	18	2,5	3,1
Russland	1	1,9	2,5
<b>Insgesamt</b>	<b>184</b>	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>

Quelle: Institut für Länderkunde 1999, Leipzig.

**Grafik 3**

Aber solche Arbeit ist volkswirtschaftlich nicht sinnvoll und eine Missachtung der besonderen Qualität menschlicher Schöpfungs- oder, ökonomisch formuliert, Produktivkraft. Sie wird verschwendet und Kreativität und Innovationskraft von menschlicher Arbeit zurückgebaut. Und weniger Menschen (oder Arbeitszeit) in hochproduktiven Erwerbstätigkeiten zu beschäftigen, führt zu einer Erosion der Erwerbsgesellschaft.<sup>40</sup>

<sup>39</sup> Vergleiche Eppler, 2000.

<sup>40</sup> „Seit Jahrhunderten – und in den Zeiten des billigen Erdöls erst recht – sind diese [politischen] Entscheidungen [die die Relation von Natur und Arbeit definieren] so ausgegangen, dass Unternehmen für Naturverbrauch weniger zahlen müssen als für Arbeitskräfte, also ist es wirtschaftlich, die Arbeitsproduktivität auf Kosten der Ressourcenproduktivität zu steigern. Das verhindert, dass die naturgegebenen Ressourcen effizient und schonend behandelt werden; deshalb wird Umwelt zerstört. Die Arbeitsproduktivität wird durch

Da aufgrund der ständigen Zunahme der Produktivität die Belastung des Bundes- und der Länderhaushalte permanent ansteigt, um menschliche Arbeit durch Subvention für den Markt billig und attraktiv zu halten, wird auch die Handlungsfähigkeit des Sozialstaates immer mehr eingeschränkt. So schwächt der Erhalt der Erwerbswirtschaft zunehmend die Volkswirtschaft, statt sie zu stärken. Die Finanzierung des öffentlichen, bürgerschaftlichen Sektors bleibt auf der Strecke, demokratische, partizipatorische und solidarische gemeinschaftsbildende Tätigkeiten und Einrichtungen sind nicht mehr finanzierbar – der Sozialstaat versagt. So stellt sich die Frage, welche Tätigkeitsbereiche denn noch für die Wertschöpfung der Gesellschaft in Frage kommen, und womit Wohlfahrt und soziale Fürsorge gesichert werden wird? Und was mit der neu gewonnenen Zeit angefangen werden kann?

Es wird keine Lösung sein, der zunehmenden Produktivitätssteigerung nur durch Arbeitszeitverkürzungen entgegenzuwirken, um mehr Erwerbsarbeitsplätze zu schaffen. Dies kann zwar ein Element sein, um den Restbedarf an klassischer Erwerbsarbeit auf möglichst viele Menschen zu verteilen, aber wird nicht ausreichen, um sinnvolle Beschäftigungsmöglichkeiten und Tätigkeitsfelder für den überwiegenden Teil der Bevölkerung langfristig zu gewährleisten<sup>41</sup>. Statt dessen wird in einer Gesellschaft, die sich immer noch als Vollbeschäftigungsgesellschaft (gemäß des Erwerbsparadigmas) verstehen will, zeitlich, räumlich und vertraglich flexible Nicht-Normarbeit zur Norm (siehe auch Grafik 1).

Standards werden geschaffen, Menschen zu dem zu zwingen, wovon sie immer weniger haben – Arbeit. Dass diese Paradoxie sich nicht in ihrer offensichtlichen Eindringlichkeit aufhebt, zeigt, wie sehr sich die Menschen daran gewöhnt haben, sich innerhalb sozioökonomischer Tautologien zu bewegen, wo sich Systemlogik und Strategien aus dem System selber ableiten, anstatt von der Wirklichkeit.

---

*verschwenderischen Einsatz fossiler Energien, nun auch kombiniert mit digitalen Informations- und Kommunikationstechnologien, so rasant gesteigert, dass die Gesamtnachfrage nicht Schritt halten kann; deshalb gehen Arbeitsplätze verloren.“ Scherhorn, 2001a, S. 7.*

<sup>41</sup> Siehe hierzu unter anderen auch Schaffroth und Tao, 1998.